



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Max Maria von Weber.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



May Maria von Weber.



Es war an einem Sonntagabend zu Ausgang des April oder Anfang Mai des verhängniß- und glorreichen Jahres 1870, als sich in einem kleinen, von Gärten umgebenen vorstädtischen Hause zu Dresden, wie an vielen Sonntagabenden zuvor, eine so bunte als geistig belebte Gesellschaft vereinigte, um in den allen liebegeordnet enen und doch elegant-behaglichen Räumen gute Musik zu hören und in heiterster Geselligkeit die Abend- und einen Theil der Nachtstunden zu verbringen. Die Musik war denn auch an diesem Abend vortrefflicher als jemals, die gastliche Tafel, um die man sich nach manchem künstlerischen Genuß reichte und die duftige Maiweinbowle lockend genug und doch wollte weder bei den lebenswürdigen Wirthen noch bei den befreundeten Gästen die sonst gewohnte Stimmung echter Fröhlichkeit, ja lachenden Uebermuthes aufkommen. Wir alle, die wir zwischen dem Hausherrn und seiner Gattin gereiht saßen, empfanden es, daß an diesem Abend die letzten Töne im Weberschen Hause zu Dresden erklingen waren, wir alle wußten, daß der Herr dieses Hauses in wenigen Tagen die ihm, mehr als er selbst ahnte, ans Herz gewachsne Heimat verlassen und auf der Höhe seines Lebens eine neue Thätigkeit in fremden Verhältnissen und Zuständen in Wien suchen sollte. May Maria von Weber, der einzige überlebende Sohn des großen Dondichters des „Freischütz“ und der „Coryanthe“, glaubte sich damals durch eine neue Organisation der technischen Oberbehörde, der er angehört hatte (der Generaldirection der sächsischen Staatsseisenbahnen), in seiner besten Leistungsfähigkeit gelähmt und zum Verlassen des Bodens gedrungen, auf dem er von Jugend auf wirksam gewesen. Und wenn hierbei, wie uns scheinen will, ein

Grenzboten II. 1881. 22

Irrthum seines Urtheils und seiner Empfindung mit unterließ, so fühlten wir Gäste an jenem letzten Abend in dem allzeit gastlichen Hause doch vor allem nur die Schwere des gefaßten Entschlusses und die Wehmuth eines Scheidens, das keine andre Satisfaction bot, als eben unser Bedauern. Wohl durfte man dem stattlichen, in der Fülle der Kraft und in ungebrochener geistiger Frische stehenden Manne, der selbst tiefbewegt uns andren über den Ernst der Stunde hinwegzuhelfen suchte, noch ein langes thätiges Leben voraussagen, durfte die besten Hoffnungen für ihn hegen. Aber es blieb nichts desto weniger gewiß, daß es ihn hart ankam sich von seiner Vergangenheit zu trennen. Und so waren wir sämmtlich im Begriff düster und schweigsam zu werden, kein gutes, kräftiges Wort wollte die trübe Stimmung, die uns beschlich, durchbrechen, jene unheimliche Macht war über uns, die uns zwingt auch beim Rückblick in das Vergangne gerade auf die düstern, freudlosen Momente, auf herbe Erfahrungen und Enttäuschungen hinzustarren. Da mit einem male erklangen von fern und durch die nachstillen Gärten rauschende, stärker heranfluthende Töne, aus denen wir alsbald mit dem auflaufenden Hausherrn zugleich, den türkischen Marsch aus Carl Maria von Webers „Oberon“ erkannten. Die dunkle Straße füllte sich mit rothem Fackellicht und mit Schaaren kräftiger Gestalten, die im Geheimniß befindliche Hausfrau aber sagte lächelnd ihrem Gatten: „Es sind die Locomotivführer, Max!“ Dem Gefeierten, dem der Fackelzug der schlichten Männer galt, welche sich, soviel ihrer an diesem Abend nicht im schweren, verantwortungsvollen Dienst beschäftigt waren, von allen Staatsbahnen des Königreichs Sachsen vereinigt hatten, stürzten die Thränen aus den Augen. In dieser Stunde, gegenüber der Liebe und treuen Anhänglichkeit dieser Untergebenen, für die er immer ein Herz gehabt und für die er eingetreten war, wo er mußte und konnte, gegenüber den rührenden Worten und Zeichen ihrer Dankbarkeit, mußte es May Maria von Weber vor die Seele treten, daß auf jeden Fall sein Wirken in der Heimat kein vergebliches gewesen, daß er Liebe gefät und geerntet, bei hunderten die Freudigkeit zum mühevollen Beruf geweckt und erhalten habe, daß sein Andenken gesegnet bleiben werde. Wir alle, die wir die lösende, erhebende Freude jener Stunde theilten, in der die wackre Schaar den frischbelaubten Garten des kleinen Hauses dicht anfüllte, Weber zwischen ihren Reihen auf- und abschrift und die anwesenden Damen umhereilten, ja flogen, um die rauhen, ernstern und in ihrer Art tiefbewegten Männer mit einem goldnen Trunk zu erquicken, faßten plötzlich Hoffnung auf Heimkehr des eben Scheidenden. Freilich eine andre Heimkehr träumten wir, als die nun gekommen ist, wo erst, nach wenigen Jahren, der Ueberlebende die treue Gattin zur letzten Ruhe an der Seite des berühmten Vaters in Dresden zu betten hatte und wo nun, nach genau einem Jahrzehnt, er selbst in der

Weberschen Familiengruft auf dem katholischen Friedhofe zu Friedrichstadt-Dresden von vielen Wanderzügen rastet. Aber da es, wie der Volksmund in schlichter Gottergebung sagt „nicht hat sein sollen,“ wollen wir uns darum den gewissen Eindruck jener Stunde nicht verkümmern und uns erinnern, daß es, wenn nicht immer ein glückliches doch ein großes, reichbewegtes, reichthätiges und nicht fruchtloses Leben war, welches der Sohn des berühmten Carl Maria von Weber geführt und nun beschlossen hat.

May Maria von Weber war am 25. April 1822 zu Dresden, nicht ganz ein Jahr nach dem Triumphe, den seines Vaters „Freischütz“ in Berlin gefeiert, geboren und auf den Namen des Titelhelden dieser volkstümlichsten deutschen Oper getauft. Er verlor in früher Kindheit den geistvollen Vater, doch erinnerte er sich seiner aus bestimmten Momenten seiner Kinderjahre, bei denen ihm die Erinnerungen anderer nicht zu Hilfe kamen. In seinem „Ausflug nach Nordafrika“ berichtet er: „Wenn mir Wilhelmine Schröder-Devrient von meines Vaters Tactstock und dem unheimlichen Glühen seiner Brille erzählte, da stand ich wieder als Knabe neben dem Souffleurkasten des Hoftheaters zu Dresden, wohin ich oft während der Proben zur „Coryanthe“ gehoben wurde, neben mir saß wieder des Vaters großer Jagdhund, der mit mir zuweilen gleiche Vergünstigung genoß und vor mir bewegte sich die glanzlose Probescenerie. — Dann sah ich wieder Ludwig Tieck, das gewaltige Antlitz ernst gefaltet, seinen Platz in der Gitterloge einnehmen. — Und dann gingen die beiden Meister zusammen heim, der Musiker, kleiner Gestalt, wankenden Schritts, im grauen Ueberrock, mich an der Hand führend, der große Dichter, von der Gicht schon gebeugt, im dunkeln langen Sürtout, und oft standen sie still und sahen sich im Gespräch an und des einen Brillengläser blitzten in der Mittagssonne, während des andern große, dunkle Augen in dem Schatten seines breitkrämpigen Hutes glühten.“ — Wenig über ein Jahr nach dieser zum Jahre 1825 zurückreichenden Erinnerung traf May der Verlust seines Vaters. Während C. M. von Weber im fernen London den letzten Hauch seines Lebens und seiner Kraft an die Gewinnung eines kleinen Vermögens für seine geliebte Familie setzte, weilte seine Gattin Caroline geb. Brandt (einst die gefeierte Soubrette der Prager Opernbühne) mit ihren beiden Knaben in dem Winzerhäuschen zu Hosterwitz, wo sie manchen glücklichen Sommer mit dem Gemahl verlebte. Dorthin flog die schmerzliche Botschaft vom Tode des Meisters und von dorthen stammte auch eine der frühesten Erinnerungen Webers. Frau von Weber, schon von den schlimmsten Befürchtungen um den kranken fernen Gatten gequält, sieht eine Freundin aus Dresden plötzlich im Dorfe ankommen und zu Webers Freund, dem Kammermusikus Roth, anstatt zu ihr eilen. „Die schrecklichste Ahnung faßt sie, sie fliegt mehr, als sie geht nach jenem Hause —

sieht die beiden im Garten weinend, händerringend stehen — da weiß sie alles und liegt im Augenblick bewusstlos zu ihren Füßen. Das vierjährige Söhnchen May war ihr nachgelaufen. Fast vierzig Jahre sind seitdem vergangen, aber in seinem Ohr gelst heute noch der Schrei, mit dem ihn die Mutter umklammerte, als sie aus todtähnlicher Ohnmacht auf dem Rasen liegend erwachte und das thränenbeströmte Kindergeßicht über sich gebeugt sah.“ — — Trotz dieses frühen Verlustes empfand der heranwachsende Knabe alle Segnungen, die es bringen kann von großen, guten, weitgekannnten und allgeliebten Menschen abzustammen. Carl Maria von Weber hatte zahlreiche Freunde, thätige, wackre, einflußreiche, hinterlassen. Längst ehe der Name seines Vaters für den jungen May Maria eine Art Freibrief an das Interesse und die Theilnahme weiter Kreise werden konnte, erachteten es einzelne dieser Freunde (unter ihnen namentlich der Zoolog Lichtenstein in Berlin) als eine heilige Pflicht, der Wittve des Componisten in der Erziehung und Förderung ihrer Söhne und namentlich des begabten May Maria (der jüngre Bruder Alexander starb in frühem Lebensalter im Jahre 1844) beizustehen. Nachdem er das Gymnasium absolviert, entschied sich Weber für die Laufbahn des Technikers und Ingenieurs, die zu Ausgang der dreißiger Jahre in Deutschland eine völlig neue war und über deren beste Vorbedingungen und Bildungsziele noch die wunderlichsten Anschauungen herrschten. Der junge Ingenieur gehörte zu den wenigen, denen die herrschende Gährung und wilde Waldfreiheit, welche im gleichen Beruf Männer der verschiedensten Art vereinigte, in der Hauptsache zu gute kam. Er besuchte die neuerrichtete Dresdner technische Bildungsanstalt, damals noch weit von der spätern Organisation und Ausstattung als Hochschule entfernt, aber den einen Vortheil bietend, daß ihre sogenannte „obere Abtheilung“, in der bereits die volle wissenschaftliche Durchbildung von Technikern erstrebt wurde, gegenüber der von hundert Schülern besuchten untern Abtheilung nur 13 Studirende zählte, denen die immerhin schon vorhandenen vorzüglichen Lehrkräfte eingehende Theilnahme widmen konnten. Da man aber noch voraussetzte, daß die praktische Ausbildung der wissenschaftlichen nicht zu folgen habe, sondern mit ihr Hand in Hand gehen müsse, ward diese praktische Ausbildung für den jungen Techniker in den großen Verhältnissen der Vorsigischen Maschinenwerkstätten in Berlin gesucht. Und hier waren es nun wieder die Vortheile seiner socialen Lage, die Empfehlungen, die Weber in seinem Namen und in der Theilnahme vieler besaß, welche den großen Tondichter gekannt, die den jungen Ingenieur davor bewahrten in der Einseitigkeit einer Fachbildung aufzugehen, von der man in jener Zeit gelegentlich noch annahm, daß sie die geistige Theilnahme an außertechnischen Dingen und die gesellige Bildung ziemlich ausschließe. Weber bezog gleichzeitig die Universität und hörte nicht bloß eine Reihe von Vorlesungen, sondern studirte

im eigentlichsten Sinne des Worts. Dann ging er nach Belgien und England, wo man die Techniker in der Weise der alten Künstler dadurch zu bilden suchte, daß sich die jüngern Befähigungen und Kräfte an die Meister der neuen geistigen Weltmacht angeschlossen, in den Bureaus und bei den Unternehmungen der großen und namhaften Ingenieure mit arbeiteten. May Maria von Weber fand Aufnahme bei James Brunel, der den Themsetunnel, die Great-Western-Eisenbahn (von London nach Bristol), die Kettenbrücke von Hungerford und die riesigen Docks von Cardiff und Sunderland geschaffen und zu Anfang der vierziger Jahre die zahlreichsten und größten Aufträge nächst Stephenson hatte. Die Vortheile, welche ihm sein Aufenthalt in England gebracht, schlug unser Ingenieur auch in spätern Jahren so hoch an, daß er eine entschiedne Vorliebe für die Art der englischen Ingenieurbildung bewahrte und bis zur Ungerechtigkeit, ja bis zum Vergessen trieb, daß sich die eigenthümlichen Verhältnisse Englands nicht wohl nach dem Continent und am allerwenigsten nach Deutschland übertragen lassen. Während der Zeit seiner englischen Studien hatte er auch eine Pflicht zugleich herzerhebender und herzbedrückender Pietät zu erfüllen, er besorgte die Verhandlungen, nach denen die Leiche seines gefeierten Vaters der Gruft in St. Mary in Moorfields, in der sie 1826 bestattet worden, entnommen und nach Dresden überführt wurde. Nach seiner Heimkehr aus England begann für ihn die Zeit der praktischen Wirksamkeit. In verschiedenen Stellungen war er an verschiedenen der damals neu entstehenden Eisenbahnen thätig, Ausgang der vierziger Jahre, um die Zeit seiner Verheirathung, bekleidete er das Amt eines „Maschinenmeisters“ der Chemnitz-Niesauer Eisenbahn. Damals veröffentlichte er auch seine ersten literarischen Arbeiten, von denen die kleinen Schriften „Das Centralsystem“ und „Das Lantidemesystem“ Zeugniß für seine wirthschaftliche Bildung, andre Veröffentlichungen für eine gewisse poetische Begabung, ein höchst eigenartiges poetisches Naturell ablegten. Einen so modernen praktischen Beruf sich der Sohn des romantischen Componisten erwählt und so glücklich dies im ganzen für ihn gewesen: ein Anhauch von der Romantik des Vaters war doch auf ihn übergegangen und trat nicht nur in formell schönen Sonetten, in dem (1852 herausgegebenen aber viel früher entstandnen) Romanzeneyclus „Rolands Galfahrt“, sondern in manchem Zug seines Lebens und Genießens, namentlich auch in der immer gleich frischen unermüdlchen Wander- und Reiselust zu Tage.

1850 trat May von Weber in den sächsischen Staatsdienst und zwar als Director der eben damals neuerrichteten Staatstelegraphen. Schon zwei Jahre später wurde er technisches Mitglied der Staatseisenbahnverwaltung (zuerst als Director der sächsisch-böhmischen Staatseisenbahnlinie Dresden-Bodenbach, dann mit dem Titel eines Finanzrathes als Glied der Generaldirection der östlichen

Staatseisenbahnen) mit dem Sitz in seiner Heimatstadt Dresden. Hier war es, wo er neben seinen eigentlich amtlichen Aufgaben jene doppelte literarische Thätigkeit zu entwickeln begann, welche theils ein Resultat seiner fortgesetzten Studien, seiner Reisen, seines beständigen fast leidenschaftlichen Antheils an der Entwicklung der Technik, theils eine Befriedigung des ihm entschieden innewohnenden künstlerischen Triebes war. Schriften höchst verschiedner Gattung entstanden. Zur erstangedeuteten Gruppe derselben zählten, neben zahlreichen Abhandlungen in Fachzeitschriften: „Die Technik des Eisenbahnbetriebes,“ das in mehreren Auflagen weitverbreitete, in fast alle europäischen Sprachen übersetzte Handbuch „Die Schule des Eisenbahnwesens,“ die Schriften über „Das Telegraphen- und Signalwesen der Eisenbahnen“ und „Die Stabilität des Gefüges der Eisenbahngeleise.“ Zur zweiten gehörten die farbenreichen Reiseskizzen: „Ein Ausflug nach Nordafrika“ und die ersten jener Skizzen und Schilderungen aus der „Welt der Arbeit“, der Technik im engern Sinne, durch welche der Autor Antheil für diese seine Welt in den weitesten Kreisen zu erwecken suchte und thatsächlich erweckte. Mit klarem Blick, aber mit allzuleichter Reizbarkeit und Verletzlichkeit, erkannte Weber, daß die größten und mächtigsten Leistungen der neuern Technik der Durchschnittsbildung fremd, in ihrer Bedeutung unbegriffen, in der Würdigung der zu ihnen nöthigen geistigen Kräfte weit unter ihrem echten Werthe geschätzt waren. Mit einer Art Ungeduld erfüllte ihn weiter die so natürliche und aus der ganzen Entwicklung der technischen Wissenschaften und des technischen Berufs in Deutschland leicht erklärliche Ungleichheit der Bildung seiner Berufsgenossen, die Mängel der socialen Stellung derselben. Indem er hier eingreifen und Wandel schaffen wollte, ärgerte und reizte er in seinem Eifer oft diejenigen, für die er sprach und schrieb und die es doch nicht gern hören mochten, daß ihnen noch viel fehle und das meiste von ihnen selbst erworben werden müsse. Auch war es unausbleiblich, daß in Webers eignen Anschauungen und Ueberzeugungen hier mancherlei Ungleichheiten, je nach der Stärke der ihn erfüllenden Vorstellungen, der beherrschenden Stimmung, vorhanden blieben. Und da man an diese halbpoetischen Arbeiten nicht immer poetische Maßstäbe legte, sondern sie ansah, als ob nüchterne Belehrung ihr Zweck sei, so konnte es nicht ausbleiben, daß namentlich die frühesten Schilderungen und Skizzen dieser Art auch bemäkelt wurden. Indes trägt jede eigenthümliche Tüchtigkeit und jede Weise vollendeter Darstellung eine gewisse Bürgschaft der Wirkung und des Erfolgs in sich. Die in verschiednen Zeitschriften zerstreuten, in den drei Sammlungen: „Aus der Welt der Arbeit,“ „Werke und Tage,“ „Schauen und Schaffen“ gesammelten, halb schildernden, halb novellistischen, immer höchst charakteristischen, von einem nur ihm eignen poetischen Duft umhauchten, fesselnd ge-

schriebnen Bilder und Skizzen Webers (oft kurzerhand „Eisenbahnovellen“ getauft, obchon sie keineswegs alle der Eisenbahn angehören) dürfen unbedenklich als das Beste seines Schaffens und als werthvolle Schöpfungen der Literatur der Gegenwart bezeichnet werden. Denn wie vortrefflich die früher genannten und später zu erwähnenden Facharbeiten immerhin sein, welche ersten Aufgaben sie sich gestellt und wie viel sie zur fachlichen Bildung beigetragen haben mögen: gleich tüchtige, ernst sachliche, auf ein reiches Material und eigne Erfahrung gestützte, gleich formell abgerundete, klar übersichtliche Arbeiten hätten nicht viele, aber doch manche tüchtige Ingenieure von ausgebreiteter technischer Bildung und literarischem Talent geben können. Zu den oben erwähnten Darstellungen, unter denen sich eine Anzahl von wirklichen Meisterstücken finden, gehört aber eben die in ihrer Art einzige Verbindung so grundverschiedner Begabungen, reichster Lebenserfahrungen und mannichfaltigster Eindrücke in einer Seele und die besten dieser Skizzen tragen ohne Frage die Bürgschaft langnachwirkender Dauer in sich.

Während zwischen den ernstgenommenen Verpflichtungen seiner Stellung, zwischen zahlreichen Reisen, deren viele im amtlichen Auftrag wie zu Studienzwecke erfolgten und die sich wiederholt nach Frankreich, England, Belgien, später nach Schweden und Norwegen, nach der Schweiz und Italien erstreckten, und der Arbeit an wissenschaftlich-technischen Schriften die in Rede stehenden Skizzen in längern Zwischenräumen entstanden, fühlte sich Weber auch zu einem größern außerhalb seines Fachkreises liegenden Buche, das zugleich ein Act der Pietät war, zu einer Biographie seines Vaters gedrungen. In langjähriger ernster Arbeit entstand das Lebensbild „Carl Maria von Weber,“ das im Jahre 1864 endlich erschien. Nicht frei von einer zu großen Breite und einzelnen pretiosen Stilwendungen, zeugte dies Buch andrerseits von gründlichen historischen und kunsthistorischen Studien, enthielt Partien von einer wunderbaren Lebendigkeit, in denen vergangne Situationen und Tage so farbig-anschaulich geschildert wurden, als habe sie Weber selbst mit erlebt. Es war die erste wirklich zuverlässige Biographie des großen Tonbilders. Uebrigens konnte es nicht fehlen, daß die Hexausgabe dieser Arbeit dem Sohne neben Ehren und Anerkennungen auch unfreundliche Urtheile eintrug: seine Anschauungen über Menschen und Zustände der zwanziger und dreißiger Jahre unsres Jahrhunderts erschienen in vielen Kreisen zu herb und zu rücksichtslos.

Im Jahre 1870 verließ Weber, wie Eingangs erzählt ist, seinen langjährigen Wirkungskreis und das anmuthige, von mannichfachster Geselligkeit belebte Heim, das er sich in Dresden gegründet. Bei der Vereinigung der seither bestandnen beiden Directionen der sächsischen Staatsbahnen in eine General-

direction hatte sich eine andre Vertheilung der Arbeiten nothwendig gemacht, nach welcher Weber mehr literarische als administrativ-technische Geschäfte zugefallen wären. Schon längst unzufrieden mit manchem in seiner Stellung, nahm er jetzt seine Entlassung und trat mit dem Charakter eines k. k. Hofraths und technischen Referenten für die Angelegenheiten der Eisenbahnen in das österreichische Handelsministerium zu Wien ein. Welcher Wirkungskreis sich ihm hier auch eröffnen mochte — er blieb im eigentlichen Sinne des Wortes „fremd“ in Wien. Schon wenige Monate nach seinem Eintritt wäre er beinahe in die Lage gekommen, die kaum gewonnene Stellung wieder aufgeben zu müssen. Der Krieg von 1870 brach aus. In Oesterreich wurden Vorbereitungen getroffen zu mobilisiren. Für Weber konnte es weder zweifelhaft sein, wem diese Vorbereitungen galten, noch zweifelhaft, daß er im Falle eines Auftretens Oesterreichs gegen Deutschland nicht bleiben könne. Sein einziger Sohn (jetzt Hauptmann im k. sächsischen Armeecorps, zum großen Generalstabe in Berlin commandirt) stand als junger Offizier in den Reihen des deutschen Heeres, der Vater hätte als Techniker nicht dabei helfen wollen und dürfen, österreichische Colonnen nord- und westwärts gegen Deutschland zu entsenden! Glücklicherweise beseitigten die deutschen Siege bei Wörth und St. Privat jede Gefahr dieser Art. Aber die Empfindung Webers haftete an der Heimat; am 15. December 1870 schrieb er dem Verfasser dieser Zeilen: „Ihre Sendung hat mir die Seele schwer von Heimweh nach Jugendzeit und Jugendland gemacht,“ und das blieb der Grundton vieler Briefe, wenn er auch natürlich als tüchtiger, unablässig arbeitsfrischer und rastlos thätiger Mann sich Verkümmern und müßiger Träumerei fern hielt. Aus dem österreichischen Staatsdienst schied Weber 1875 aus, lebte dann mit wissenschaftlichen Arbeiten und als selbständiger Ingenieur bei verschiedenen großen Bahnbauten beschäftigt, noch einige Jahre in Wien. Seine Feder ruhte nicht, das Buch über „Die Praxis des Baues und Betriebes der Secundärbahnen mit normaler und schmaler Spur“ griff tief in eine technische Zeitfrage ein, noch entschiedener trugen die „Populären Erörterungen von Eisenbahnzeitfragen“ (eine Reihe von Heften) und mehrere Abhandlungen in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ das publicistische Gepräge.

Im Jahre 1878 kehrte M. M. von Weber, einem Rufe nach Berlin folgend, nach Norddeutschland zurück. Er trat in das preussische Handelsministerium ein, in welchem er den Charakter als Oberregierungs-rath erhielt und während der wenigen Jahre, die ihm hier vergönnt waren, sich im Auftrag des Ministeriums hauptsächlich mit dem eingehenden Studium der großen Canalssysteme Englands und der Vereinigten Staaten beschäftigte. Im vorigen Frühjahr war er lebendiger, frischer als je von seiner längern Reise nach Amerika zurückgekehrt. Seine

letzte Arbeit galt der Darstellung der gemachten Erfahrungen und Beobachtungen. Ein Herzschlag entrafte ihn am zweiten Ostertage (18. April) dieses Jahres Nachmittags. Wenn es hart erscheint, daß eine seltne, ausgiebige Kraft so früh zur Raft ging, daß Weber jenes *otium cum dignitate*, für welches er sich in seiner Vaterstadt ein stattliches Haus gebaut, nicht gegönnt wurde, so darf anderseits jeder, der seine lebensvolle, mit allen Fasern an der süßen freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens hängende Persönlichkeit gekannt, jeder, dem es immer undenkbar erschienen war, wie diese noch immer jugendliche Natur sich ins Alter hinüber finden solle, die Art, wie der Tod unerwartet an den Vollkräftigen herangetreten, doch als einen Ausfluß jenes Glückgestirns ansehen, das nicht immer, aber doch immer wieder über dem Haupte des geistvollen, allseitig gebildeten, vielseitig thätigen und unvergeßlichen Mannes geleuchtet.



Ein neuer Rubens in der königlichen Gemäldegalerie in Berlin.



eit mehreren Wochen sind die gebildeten Kreise Berlins, welche an Ereignissen der Kunstwelt ein Interesse nehmen, auf das lebhafteste mit der Discussion der Frage beschäftigt: Ist der neu erworbne Rubens des königlichen Museums echt oder unecht? Ist er ein gutes oder schlechtes Bild? Sind die 200 000 Mark, die für denselben bezahlt worden sind, gut angelegt oder nicht?

Die Directoren der königlichen Gemäldegalerie, die Herren Dr. Julius Meyer und Dr. Bode, haben nämlich im Einverständniß mit der aus den Herren Geh. Rath Dr. Jordan, Prof. Grimm und den Malern Oskar Wegas und Gustav Spangenberg bestehenden Sachverständigencommission für den Preis von 200 000 Mark ein Gemälde angekauft, welches sich bis dahin im Besitze des Grafen Schönborn in Wien befand und in dessen Sammlung den Namen „Neptun und Amphitrite von Rubens“ unbestritten getragen hat. Aus handschriftlichen Catalogen der Schönbornschen Galerie geht hervor, daß das Gemälde sich schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts in der Sammlung befand. Im Jahre 1790